

WIR SIND ALLE ANDERS – VON DER UNVEREINBARKEIT DES INDIVIDUUMS MIT DEM «STANDARDMENSCHEN»

Workshop am Collegium Helveticum

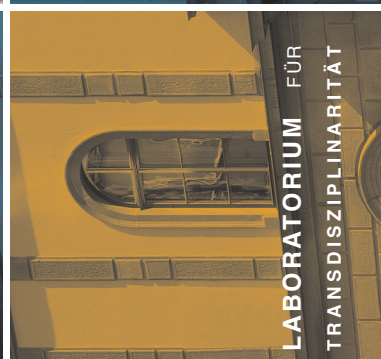
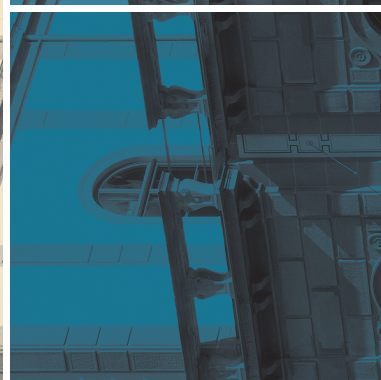
Mittwoch, 20. April 2011, 9:15–18:15 Uhr

Collegium Helveticum, Semper-Sternwarte
Schmelzbergstr. 25, 8006 Zürich

COLLEGIUM
HELVETICUM



uzh eth zürich



LABORATORIUM FÜR
TRANSDISZIPLINARITÄT

WIR SIND ALLE ANDERS – VON DER UNVEREINBARKEIT DES INDIVIDUUMS MIT DEM «STANDARDMENSCHEN»

Workshop des Collegium Helveticum in Zusammenarbeit mit dem BMBF-Verbundprojekt «Translating Doping – Doping übersetzen»

Naturwissenschaftliche Verfahren basieren auf einer Standardisierung der oft heterogenen Untersuchungsobjekte. Ziel ist es, allgemeine und gesetzesartige Zusammenhänge zu formulieren, aus denen sich Vorhersagen und zweckgerichtete Manipulationen ableiten lassen. Im Falle der Lebens- und medizinischen Wissenschaften führt diese standardisierende Vorgehensweise zu einem Konflikt, insofern das Untersuchungsobjekt der individuelle Mensch ist. Auch wenn die verschiedenen Interventionsmöglichkeiten möglichst universell einsetzbar sein sollen, verbietet sich eine vollständige Abstraktion von der individuellen Verfasstheit. Die Problematik, die sich aus der Deckungsungleichheit generalisierbarer Grössen und individueller Realitäten ergibt, hat in den letzten Jahren zu einer Abkehr vom Konzept eines Standardmenschen, hin zu einer differenzierteren Betrachtungsweise geführt. Angesichts der fortschreitenden Medikalisierung und der allgemeinen Technisierung der Lebenswelt stellen sich mit Blick auf das Individuum insbesondere auch folgende grundlegende Fragen an die Forschung:

- Was sind therapeutisch relevante «unterscheidende Merkmale» zwischen zwei Menschen?
- Welche Ausprägungen und Kategorien, in denen sich ihre biologische Individualität und Persönlichkeit konstituiert, werden bisher erfasst und welche werden zukünftig berücksichtigt werden?
- Wie wird den dynamischen Veränderungen individueller Eigenschaften Rechnung getragen?

Referenten:

Christoph Asmuth

(Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte,
TU Berlin, Translating Doping)

Christoph Binkelmann

(Institut für Philosophie, TU Dresden, SFB 804 «Transzendenz und Gemeinsinn»)

Benedetta Bisol

(Institut für Sportwissenschaft, HU Berlin, Translating Doping)

Gerd Folkers

(Collegium Helveticum, Zürich)

Patrick Grüneberg

(Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte,
TU Berlin, Translating Doping)

Marianne Kehl

(Collegium Helveticum, Zürich)

Elvan Kut Bacs

(Collegium Helveticum, Zürich)

Beatrix Rubin

(Collegium Helveticum, Zürich und Universität Basel)

Programm:

Mittwoch, 20. April 2011

9:15–9:30 Elvan Kut Bacs, Patrick Grüneberg

Begrüßung und Einführung

9:30–10:30 Christoph Asmuth

Das paradoxe Individuum: Probleme des methodischen Individualismus

10:30–11:30 Gerd Folkers

Von der disziplinären Erzeugung des Standardmenschen

Pause

12:00–13:00 Christoph Binkelman

Der Standardmensch im technischen Zeitalter. Anthropologisch-ethische
Bedenken von der anderen Seite

13:00–14:00 Marianne Kehl

Von der Relevanz hochstandardisierter Studien in Tiermodellen für den Menschen

Mittagessen

15:30–16:30 Beatrix Rubin

Die Zelle im Wandel: Plastizität als zentrales Konzept
in der biologischen Forschung

16:30–17:30 Benedetta Bisol

Wohlbefinden und Normalität – Die Debatte über emotionales Enhancement

Pause

17:45–18:15

Abschlussdiskussion

Beiträge:

Christoph Asmuth

Das paradoxe Individuum: Probleme des methodischen Individualismus

Das «Individuum» ist ein Konzept, das als wissenschaftstheoretische Größe erst relativ spät in der westlichen Wissenschaftsgeschichte entwickelt wird. Das liegt nicht daran, dass man das Konzept «Individuum» nicht kannte; es hatte vielmehr bereits eine wichtige Rolle im Zusammenhang der Logik. Die ganze Atomistik der Antike speist sich aus dem Gedanken des «Individuums». Meine These ist zunächst, dass es das Komplement des Individuums ist, das eine starke Entwicklung genommen und eine Veränderung des Begriffs «Individuum» erfordert hat. Neben das Aggregat oder das Kollektiv tritt nämlich vor allem das Modell. Es unterscheidet sich signifikant vom Individuum. Gleichzeitig soll es das Individuum repräsentieren, seine «Wahrheit» soll sich im Einzelnen wiederfinden. Die Anatomie ist in den Humanwissenschaften meines Wissens die erste Disziplin, die lebhaften Gebrauch von Standardmodellen macht. (Vgl. die Illustrationen in Andreas Vesalius, *De humani corporis fabrica*.) Im Hintergrund liegt die Annahme, dass sich individuelle Eigenschaften, hier des menschlichen Körpers, mit allgemeinen, begrifflichen Beschreibungen, die im Modell konkretisiert sind, zur Deckung bringen lassen. Das Modell kann im und anhand des Einzelnen aufgefunden werden. Die philosophische Theorie, die diesen Übergang des sinnlich-konkreten Individuums mit begrifflichen Instrumenten leistete, ist mit dem Namen Leibnizens eng verbunden. Seine Monadologie liefert den metaphysischen Schlüssel für eine Theorie der Kommen-surabilität von Individuum und Allgemeinheit.

Diese Tendenz bleibt der Neuzeit und der Moderne trotz schwerer skeptischer Krisen zueigen. Allerdings zeigt sich auch eine gegenläufige Entwicklung: Die Individualität wird gegen die Zumutung von Begriffen und Modellen verteidigt. Dies geschieht vor allem im Namen der Persönlichkeit. Kunst, Religion, aber auch die Philosophie verdanken sich keineswegs, so die Argumente, einer modellhaften Rationalität. So opponiert eine ganze Generation von Intellektuellen gegen die auch politische Vereinnahmung des Individuellen durch das Allgemeine, etwa Goethe, Schelling Herder, die Romantiker.

In der Medizin und der Ökonomie setzen sich modellierende Verfahren in der Moderne durch. Von Einzelbefunden und –untersuchungen ausgehend wird auf Eigenschaften geschlossen, die eine modellhafte Bedeutung haben sollen. Das ist ein starker methodischer Individualismus, der anders als bei Leibniz, keine rationalistischen Annahmen macht, sondern vorwiegend mittelst statistischer Verfahren operiert. Das Allgemeine ist nicht «Begriff» im strengen Sinne, sondern nur eine statistisch extrapolierte Eigenschaft. Wenn das derart konstruierte Modell jedoch keine substantielle Beziehung zum Individuum hat und auch keinen konzeptualistischen Realismus darstellt, bleiben Rückübertragungen modellierter Eigenschaften auf Individuen ihrer Geltung nach unterbestimmt. Ein Beispiel dafür sind Wirkungs-

zuschreibungen. Es zeigt sich daran die paradoxe Schwäche des methodischen Individualismus: es ist keineswegs das Allgemeine, dessen Fraglichkeit früheren Modellen Schwierigkeiten bereitete, sondern das Individuum selbst, das sich nun als Objekt den methodischen Rückschlüssen entzieht.

Gerd Folkers

Von der disziplinären Erzeugung des Standardmenschen

Die Einführung der «molekularen Rationalität» in die biologische, später medizinische Betrachtung des Menschen, beispielsweise aus der Extrapolation chemischer Färbereaktionen an Zellen und in Geweben spiegelt die von Peter Janich als Baukastenmentalität bezeichnete Haltung wider, die einerseits zu erfolgreichen Medikamenten, wie den Antibiotika geführt hat, andererseits an einem grundlegenden Verständnis der Tumorentstehung, über korrelative Zusammenhänge hinaus, scheitert. Der Mensch wird «in erster Näherung» auf eine komplizierte Maschinerie aus biochemischen, also molekular definierbaren Prozessen zurückgeführt, dessen Prozesse einem Zugriff durch Chemotherapeutika im Sinne einer Reparatur zugänglich sind. Der Gedanke ist konsequent und steht in der cartesianischen Tradition. Er ist von pragmatischer Qualität, die erst einmal nach dem «Machbaren» schaut und das vorläufig Vernachlässigte «im Hinterkopf behält», um später darauf zurückzukommen, sobald es machbar erscheint.

Die Potentialität der Moleküle erlaubt einen naturwissenschaftlichen Zugang zur Medizin und damit zur Quantifizierung des kranken Menschen, der in der modernen Analytik seinen vorläufigen Kulminationspunkt findet. Bei allen theoretischen Einwänden gegen die Baukastenmentalität und den molekularen Reduktionismus führt diese konsequente Denkweise zu neuen Arzneimitteln. Sie bringen zwar in vielen Fällen nicht den Durchbruch, den die Theorie erhoffen liess, haben aber unwiderlegbar zu einem Stand der menschlichen Gesundheit geführt – zumindest was die gebrechensfreien Lebensjahre angeht –, der in der Geschichte unerreicht ist. Warum also sind wir dennoch unzufrieden mit der Situation? Es ist der Anspruch der Unbedingtheit, dem jetzt eingeschlagenen Weg folgen zu müssen. Das Dilemma liegt in den Pfadabhängigkeiten. Die Erfolge moderner molekularer Therapie gestatten kaum noch eine Richtungsabweichung von den in den letzten hundert Jahren etablierten Denkmodellen und Vorgehensweisen. Was mechanistisch für die lebenserhaltende Physiologie vernünftig ist, lässt ausser Acht, dass Individualität mit Wahrnehmungsfähigkeit, sozialen Strukturen, Überzeugungen und Wünschen wesentlicher Faktor von Gesundheitsempfinden ist und referenziert stattdessen auf ein statistisch gemitteltes Menschenbild und eine strenge Kausalbeziehung in der Entstehung von Krankheit.

Christoph Binkelman

Der Standardmensch im technischen Zeitalter.

Anthropologisch-ethische Bedenken von der anderen Seite

In seinem Klassiker «Die Seele im technischen Zeitalter» (1957) deutet der Anthropologe Arnold Gehlen den Übergang zum durch Industrialisierung eingeleiteten technischen Zeitalter als verantwortlich für den grundlegenden Prinzipienwechsel der heutigen Zeit. Kurz gefasst führen die «Sensibilisierung und Psychologisierung» des Menschen sowie die allgemeine Zerebralisierung der «Kultur» zum «Ende der Persönlichkeit». Quantitative, verallgemeinernde Verfahren in den Wissenschaften erzeugen ein «Bild des Standardmenschen», an das sich das Individuum anzupassen hat.

Der Vortrag stellt sich die Frage, inwiefern die Konzeption von einer individualisierten Medizin diesem Trend entgegenwirken kann oder ob sie ihn nicht sogar befördert. Der zuletzt genannte Vorwurf ist zumindest in Bezug auf die pharmakologische Variante der individualisierten Medizin plausibel. Denn der Versuch, den Patienten als körperliches und seelisches Individuum zu betrachten und zu behandeln, bedeutet eine Entmachtung des persönlichen Individuums. Die damit einhergehenden ethischen Bedenken sowie ihre Begründung sollen intensiv erörtert werden: die Entindividualisierung durch dichtere Kategorisierung des Patienten, das Zwei-K(l)assen-System des Individuellen und die gesteigerte Anpassungsleistung.

Gegen die Schlussfolgerungen von Gehlen soll das Recht des persönlichen Individuums auf den Standardmenschen vertreten werden. Am Ende steht die Einsicht, dass der Vorteil einer individualisierten Medizin eher in der hermeneutischen Kompetenz des Arztes zu suchen ist.

Marianne Kehl

Von der Relevanz hochstandardisierter Studien in Tiermodellen für den Menschen

Die Entwicklung moderner molekularbiologischer und biochemischer Methoden hat in den letzten Jahrzehnten eine genaue Untersuchung des menschlichen Genoms und damit die Identifizierung von Punktmutationen und «single nucleotide polymorphisms (SNPs)» ermöglicht. Basierend auf diesem Fortschritt hat sich die medizinisch-pharmazeutische Forschung immer mehr in Richtung Individualisierung von Diagnostik und Therapie weiter entwickelt.

Gleichwohl wird während der relativ langwierigen Entwicklungsphase von pharmazeutischen Interventionen weiterhin mehrheitlich an strikt standardisierten, hoch gezüchteten und oft immundefizienten Tieren als Modellorganismen für den Menschen festgehalten. Es verwundert wenig, dass die Übersetzung der Resultate aus der präklinischen Forschung auf die klinische Situation sehr häufig scheitert. Aber nicht nur beim kritischen Schritt, Ergebnisse von der Spezies «Labormaus» auf die Spezies «Mensch» zu übertragen, zeigen sich immer wieder Probleme. Selbst

beim Versuch, tierexperimentelle Ergebnisse innerhalb derselben Spezies zu reproduzieren, stossen viele Wissenschaftler an unerwartete Grenzen. Es stellt sich daher vermehrt die Frage, ob strikt standardisierte Versuchsbedingungen nicht sogar eine Ursache für schlechte Reproduzierbarkeit sein könnten.

Für die Zukunft zeichnet sich klar ab, dass ein Umdenken bei der Planung und Durchführung von Tierstudien stattfinden muss, wenn das Tier als Modellorganismus für den Menschen nicht ausgedient haben will. Eine Abkehr vom alten Paradigma «hochstandardisiert gleich reproduzierbar und damit relevant» erscheint in der präklinischen Tierforschung notwendig.

Beatrix Rubin

Die Zelle im Wandel: Plastizität als zentrales Konzept in der biologischen Forschung

Plastizität kann als das Konzept für biologischen Wandel beschrieben werden. Als solches findet es Verwendung in der Analyse komplexer biologischer Systeme und ihrer Kapazität, sich internen und externen Veränderungen anzupassen. Die wachsende Bedeutung und zunehmende Differenzierung des Konzepts der Plastizität in der Neurobiologie, aber auch in anderen Bereichen der biologischen Forschung, verweist auf eine grundlegende Veränderung im wissenschaftlichen Verständnis biologischer Systeme. Als vielschichtiges Konzept vereint Plastizität eine Reihe von Komponenten, die unterschiedlichen historischen Ursprungs sind und verschiedene Formen der Veränderungsfähigkeit von Organismen zum Inhalt haben.

Am Beispiel der Entwicklung der Stammzellforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird diskutiert, auf welche Weise sich ein neues Verständnis der Plastizität in einer veränderten Vorstellung sowohl des Vorkommens als auch der Eigenschaften von neuronalen und haematopoetischen Stammzellen manifestiert. Diese Untersuchung soll zur Diskussion über die Konstitution von Kategorien und Konzepten anregen, die sowohl die biologische Forschung, wie auch die Reflexion über dieselbe anleiten. Sie verweist darauf, dass Plastizität als Konzept des Wandels in der biologischen Forschung selbst wichtigen Veränderungen unterworfen ist.

Benedetta Bisol

Wohlbefinden und Normalität. Die Debatte über emotionales Enhancement

Zu den Zielen, deren Erlangung in der Praxis des pharmazeutischen Enhancement angestrebt wird, gehören die Modulierung und Stabilisierung der Stimmung, vor allem die Überwindung von (sozialen) Ängsten und die Beförderung der Selbstwahrnehmung als glücklich und vertrauensvoll. Enhancement-Interventionen charakterisieren sich im Allgemeinen dadurch, dass sie nicht aufgrund eines vorliegenden pathologischen Zustands durchgeführt werden. In den oben genannten Fällen geht es um die Behebung von Verstimmungen verschiedener Art, die aus medizinischer Sicht generell als nicht therapiebedürftig eingeschätzt werden. Das davon betrof-

fene Individuum empfindet jedoch den jeweiligen Zustand der Angst, der Unsicherheit, des Mangels an Selbstvertrauen als unangenehm und behindernd und schätzt meistens die medikamentöse Unterstützung als einzig möglichen Weg, um den nicht erwünschten Zustand zu überwinden.

In der bioethischen Debatte wird solcher Art Interventionen unterschiedlich bewertet. Von einigen Autoren werden sie als Medikalisierung von Gefühlen und Emotionen betrachtet. Durch medizinische Intervention versucht man psychosoziale Problemen zu lösen, die man eigentlich anders lösen sollte. Gesellschaftliche Anpassungsmechanismen werden dabei entlarvt. Außerdem wird die vermeintliche Enhancement-Intention als «dopingaffines Verhalten» gedeutet: Sie weist darüber hinaus ein großes, gefährliches Suchtpotential auf. Medikamentöse Steuerung vom Psychischen ist aus all diesen Gründen zu verwerfen, wenn keine Pathologie bei dem Betroffenen vorliegt.

Im Gegensatz dazu betonen andere Autoren, dass Enhancement-Präparate nichts anderes sind als ein zusätzlicher, berechtigter Weg zur Unterstützung der Selbstentwicklung, der im Vergleich zu den klassischen (etwa Yoga, Meditation, Psychotherapie) den Vorteil hat, schneller und effektiver zu wirken. Eine pauschale Verwerfung des Rekurses auf Enhancement-Präparate lässt sich somit nicht rechtfertigen. Solange das betroffene Individuum die Substanzen freiwillig und kompetent einnimmt, kann Enhancement sogar als Beitrag zur Realisierung der eigenen Freiheit und des eigenen Willens betrachtet werden, um Wohlbefinden und Glück zu finden.

Der Beitrag untersucht verschiedene Implikationen der Praxis des Enhancement, die die Frage der Standardisierung im emotionalen Bereich betreffen. Präsentiert und diskutiert werden dabei insbesondere diejenigen Aspekte, die von problematischer Einschätzung sind, weil sie die subjektive Dimension des Wohlbefindens betreffen und sich schwierig nach einem Kriterium der Normalität einordnen lassen.

Ort:

Collegium Helveticum, Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25, 8006 Zürich

Eine Wegbeschreibung finden Sie unter: <http://www.collegium.ethz.ch/de/kontakt.html>

Kontakt:

Dr. Elvan Kut Bacs (Collegium Helveticum): kut@collegium.ethz.ch

Patrick Grüneberg (TU Berlin): patrick.grueneberg@tu-berlin.de

Der Workshop ist eine gemeinsame Veranstaltung des Collegium Helveticum mit dem BMBF-Verbundprojekt »Translating Doping – Doping übersetzen« der HU Berlin (Institut für Sportwissenschaft) und TU Berlin (Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte)



COLLEGIUM HELVETICUM — IN DER SEMPER-STERNWART —
LABORATORIUM FÜR TRANSDISZIPLINARITÄT

IN GEMEINSAMER TRÄGERSCHAFT
VON UNIVERSITÄT ZÜRICH UND ETH ZÜRICH

Schmelzbergstrasse 25 8092 Zürich www.collegium.ethz.ch